EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 54, 1/2 (2013), S. 168–171
© Waxmann

Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift. Reihe Pamphletliteratur, Band 5. Berlin: Vergangenheitsverlag 2013. 126 Seiten. 3 Schwarzweiß-Abbildungen. ISBN: 978-3-86408-154-5.

Die Streitschrift »Archäologie als Naturwissenschaft?« ist für über den Wissenschaftsbereich hinausgehende Adressaten angelegt und dafür eine umfangreiche, jedoch bezüglich der Thematik relativ kurze Abhandlung. Sie versucht in sieben Kapiteln, die im Titel formulierte Frage zu präzisieren und zu beantworten. Der Titel könnte allerdings auch so verstanden werden, dass die Archäologie als Naturwissenschaft fungieren oder sie dieser zugeordnet werden kann. Tatsächlich geht es aber um die zu Recht eher als Provokation zu verstehende Frage nach der Definition und Standortbestimmung der Archäologie in der heutigen Zeit. Nach wie vor widmet sich die Archäologie zwar primär kulturhistorischen Fragen, bezieht allerdings heute in stärkerem Maße zum einen antike Techniken und die Technologiegeschichte und zum andern naturwissenschaftliche und dabei moderne analytische Verfahren in die wissenschaftlich-archäologische Arbeit ein.

Wiewohl der Text profunde auf die Fragestellung im Titel eingeht, so genügt die in der Zusammenfassung auf der Coverrückseite skizzierte Zusammenarbeit der archäologischen Fächer mit den Naturwissenschaften allerdings nicht dem Anspruch der Autoren der Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Denn, so ist auch die Schrift als Ganzes zu verstehen, erschöpft sich die Geistesleistung der Menschen eben nicht im Geistig-kulturellen, sondern es müssen technische und technologische Entwicklungen und Errungenschaften berücksichtigt werden. Im Detail geht die Schrift von der Ur-und Frühgeschichte und allgemeiner formuliert von der materiellen Kultur als Bindeglied zwischen Kultur- und Naturwissenschaft aus, da sich die Ur- und Frühgeschichte meist mit Epochen ohne schriftliche Zeugnisse beschäftigt. Diese Randbedingung erfordert ebenso technische und handwerkliche Daten wie mediale und bildgebende Aspekte, die beispielgebend für die Archäologie insgesamt sind. Daher ist es nicht überraschend, dass die Schrift aus der Feder einer Prähistorikerin und Medienwissenschaftlerin und einem Prähistoriker stammt.

In der Schrift werden auf 126 Seiten einzelne Aspekte der in der Gliederung formulierten Themen und Fragen schlaglichtartig erörtert und mit einer ausgewählten Literaturliste sowie mit allerdings überbordenden Anmerkungen ergänzt. Es hätte der Lesbarkeit der Schrift und der Nachvollziehbarkeit der Argumente gut getan, wenn diese Anmerkungen möglichst weitgehend in die Beispiele, Gliederung und Logik eingeflossen wären. Als wesentliches Moment wird herausgearbeitet, dass der Anspruch der Archäologie, die Deutungshoheit auch für naturwissenschaftlich-archäologische Daten inne zu haben, als überholt zurückgewiesen muss.

Es kommt zudem entscheidend zum Tragen, dass als Alternative nicht der schon im 19. Jahrhundert bemühte und heute verstärkt auftretende Wissenschaftspositivismus gelten kann. Seine Ablehnung hätte durch Hinweise auf Erkenntnisse zu deterministisch chaotischen Beurteilungs- und Entwicklungszusammenhängen, die deterministische Ansätze relativieren, näher begründet werden können. Dies hätte auch die Funktion der Formalwissenschaften wie der Mathematik und insbesondere der Statistik, die als Bindeglied zwischen Kultur- und Naturwissenschaften dienen, berücksichtigen können. Grundlegende Aspekte zu diesem Komplex hätte z. B. die Publikation von Küppers liefern können (B.-O. Küppers, Die Strukturwissenschaften als Bindeglied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. In: Ders. [Hrsg.], Die Einheit der Wirklichkeit [München 2000], 89–105).

In Zusammenhang logischer Ableitungen und Interpretationen von Fakten und Daten spielen neben materialwissenschaftlichen Analysen und deren Verfahren sowie Fehlerbetrachtungen die Beherrschung entsprechend großer Datenmengen, ihrer statistischen Aufarbeitung und ihre Vermittlung über mediale Systeme eine wichtige Rolle. Zum Verständnis dieses Ansatzes wären kritische Anmerkungen zur immer noch mangelnden gegenseitigen inhaltlichen und methodischen Durchdringung der verschiedenen Disziplinen wichtig gewesen. Hierzu hätten die Charakterisierung und der Vergleich der Denk- und Arbeitskulturen von Archäologen und Naturwissenschaftler beitragen können. Auch wären Hinweise hilfreich gewesen, die Fehlinterpretationen durch blinde Nutzung von Blackbox-Systemen oder die kritiklose Übernahme einer »opinio communis« vermeiden lassen.

Der Zusammenhang von Kultur- und Naturwissenschaft wird durch die Autoren anhand vielfältiger und detaillierter naturwissenschaftlich-archäologischer Beispiele aus früheren und aktuellen Forschungen dargelegt. Dabei wird mittels einer »tour d'horizon« zu sehr unterschiedlichen und zum Teil leider auch verbindungslos nebeneinander gestellten Phänomenen und Beispielen versucht, die notwendige Verknüpfung von geistesgeschichtlich-archäologischen Positionen mit naturwissenschaftlichen Aspekten zu begründen.

Ein sehr eindrückliches Beispiel liefern Samida und Eggert, indem sie gegen eine Beschränkung der Archäologie auf eine Wissenschaft des Spatens und für eine Ablehnung von wissenschaftlich kontraproduktiven Effekthaschereien streiten. Die Autoren fordern eine Denk- und Arbeitskultur, in denen naturwissenschaftliche und archäologische Interaktionen auf Augenhöhe geschehen und eine Interdisziplinarität beinhaltet ist, die nicht zu antragsgeschmeidigen Worthülsen verkommt. Dieser Aspekt wird allerdings in den Beispielen wenig konkretisiert. Zudem wird der Leser von Samida und Eggert eher deklamatorisch herausgefordert, gegen ablehnende Haltungen zu erkenntnistheoretischen Erörterungen vorzugehen, indem sie die Notwendigkeit theoretischer Überlegungen besonders anhand archäologischer Beispiele begründen.

Die Autoren halten implizit ein Plädoyer gegen die »Unüberwindbare Kluft zwischen Natur- und Kulturwissenschaften«, indem sie konkrete zeitlich korrelierte Phänomene, wie sie die Archäogeologie, Archäoastronomie, Archäobiologie, Archäotechnologie etc. behandeln, ansprechen. Ein für ein grundlegendes Wissenschaftsverständnis mit Augenhöhe der Wissenschaftsdisziplinen begründetes Gerüst hätte sich nachvollziehbar auf die Retroduktion und Abduktion als logische Notwendigkeit aller Wissenschaften

beziehen können. Dabei wären alle Disziplinen, die sich mit historischen und auch geologischen Zeitabläufen beschäftigen, leicht einzubeziehen gewesen (K. Bente, Zur symmetrischen Betrachtung von materiellem und geistigem Kulturgut aus archäo-materialwissenschaftlicher Sicht mit Fallstudien keramischer Forschungen. In: B. Ramminger/O. Stilborg/M. Helfert, Naturwissenschaftliche Analysen vor- und frühgeschichtlicher Keramik III: Methoden, Anwendungsbereiche, Auswertungsmöglichkeiten. Univforsch. Prähist. Arch. 238 [Bonn 2013], 189–210).

Der eher populärwissenschaftliche Anspruch führt allerdings zu einem zu starken Nebeneinander und zu einer zum Teil wenig nachvollziehbaren Gewichtung der Beispiele und Argumente. So wird die beispielhafte Auswirkung von Studien mittels der C^{14}-Methode, zur Himmelscheibe von Nebra und zu DNA-Analysen zwar medialen Wahrnehmungen einer breiteren Öffentlichkeit gerecht, diese sind aber in ihrer wissenschaftlichen, methodenspezifischen und erkenntnistheoretischen Bedeutung nicht adäquat herausgearbeitet. Beispiele der Korrektur archäologischer Lehrmeinungen durch archäometrische Daten wie z. B. zu Schwarzpigmenten attischer Keramik wären hilfreich gewesen (K. Bente/R. Sobott/Ch. Berthold, Phase analytical and microstructural study of black glosses on attic red-figured vases by XRD (GADDS), Mössbauer Spectroscopy and TEM. In: Ramminger/Stilborg/Helfert a. a. O., 273–288). Dabei wären auch experimentell archäologische Arbeiten zum Tragen gekommen (A. Winter, Die antike Glanztonkeramik: praktische Versuche. Keramikforsch. 3 [Mainz 1978]). Ein weiteres Beispiel hätte dem Korallenbesatz mitteleuropäisch eisenzeitlicher Fibeln gelten können (M. Schrickel/K. Bente, Bedeutung und Bedeutungsverlust roter Korallen – Archäologische und naturwissenschaftliche Studien zu eisenzeitlichen Fibeln. In: H. Meller/C.-H. Wunderlich/F. Knoll [Hrsg.], Rot – Die Archäologie bekennt Farbe [Halle 2013], 341–352). Diese oder auch andere Beispiele zur Korrektur von Lehrmeinungen mittels naturwissenschaftlicher Daten hätten exemplarisch zur Standortbestimmung der heutigen Archäologie beitragen können. Trotz dieser Kritik ist die Streitschrift von nachhaltiger Bedeutung, da sie eingängig geschrieben, argumentativ griffig und beispielhaft konkret verfasst ist.

Die wissenschaftshistorische Stringenz der Schrift wird neben den Forschungsbeispielen durch die Behandlung von Protagonisten verschiedener, widerstreitender und auch zeitlich aufeinander folgender Strömungen gewährleistet. Diese Daten und die beispielhafte Behandlung von Forschungsfeldern und Artefakten sowie die ausführlichen Referenzen legen eine Verwendung auch in der universitären Lehre nahe.

Die Antworten der Streitschrift auf die Frage in ihrem Titel stellen bei aller Kritik einen notwendigen und zukunftsweisenden Beitrag zum Verhältnis von Archäologie und Naturwissenschaften dar. Damit trägt die Schrift zu einem ganzheitlichen Wissenschaftsverständnis bei, das für Studien nicht nur zur materiellen Kultur einen essentiellen Beitrag leistet.

Der Autor der Rezension möchte darauf hinweisen, dass auch eine Streitschrift, die eine größere Leserschaft durch Vereinfachung und exemplarischer Inhalte erreichen will, sich wie auch eine entsprechende Rezension wissenschaftlichen Kriterien stellen muss.

Klaus Bente
Universität Leipzig, Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft, Scharnhorststr. 20, 04265 Leipzig, Deutschland
Universität Tübingen, Angewandte Mineralogie, Wilhelmstr. 56, D-72076 Tübingen
bente@rz.uni-leipzig.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 54, 1/2 (2013), S. 172–176
© Waxmann

Martin Fitzenreiter (Hrsg.), Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie. Workshop vom 10. bis 12. Mai 2013, Ägyptisches Museum der Universität Bonn. Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie XV. 154 Seiten. Zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen. Broschur. London: Golden House Publications 2014. ISBN 978-1906137359.

Weit über die Fachwissenschaft hinaus entfaltete das Thema »Fälschung« spätestens seit den jüngsten Kunstfälscherskandalen nachhaltige mediale Präsenz. Die enge Verflechtung von Kunstmarkt und Fälscherhandwerk trat dabei immer deutlicher als integraler Bestandteil des Kunstmarktes hervor, wie etwa Tom Wolfe in seinem Roman »Back to Blood« mit großer Beobachtungsgabe und Scharfsinn schildert. Vergessen wird in diesen medienwirksamen Auseinandersetzungen manchmal, dass bei diesem Thema für jede historisch arbeitende Disziplin etwaige finanzielle Einbußen von nachgeordneter oder ohne Bedeutung sind. Die Frage berührt vielmehr den grundlegenden Kern ihres Selbstverständnisses. Denn zu einem der zentralen Versprechen archäologisch arbeitender Disziplinen gehört es, auf Basis materieller Hinterlassenschaften plausible (Re) Konstruktionen von Vergangenheit zu entwerfen. Bevor die Zeugnisse dazu herangezogen werden können, ist zu ermitteln, ob diese wirklich aus dem Zeithorizont stammen, der mit ihrer Hilfe erhellt werden soll. Daher zieht sich auch die Auseinandersetzung um das »Echte« und »Falsche« wie ein roter Faden durch alle historisch ausgerichteten Disziplinen (A. Grafton, Fälscher und Kritiker. Der Betrug in der Wissenschaft [Berlin 2012], 9). Da diese Auseinandersetzung immer eine intensive Beschäftigung mit dem Objekt erfordert, ist es kaum verwunderlich, dass Fragen von »echt«, »falsch« beziehungsweise »authentisch« in der archäologischen Forschung insbesondere in Form von Ausstellungen etwa im Laténium (M.-A. Kaeser [Hrsg.], L'âge du Faux. L'authenticité en archéologie [Hauterive, Laténium 2011]), in Leipzig (J. Lang/H.-P. Müller/W. Geominy, Teuer und nichts wert. Fälschern griechischer Keramik auf der Spur. Begleitheft zur Sonderausstellung, Antikenmuseum der Universität Leipzig [Leipzig 2011]), Tübingen (K. Zimmer [Hrsg.], Täuschend Echt. Begleitband zur Ausstellung [Tübingen 2013]) oder Halle (Th. Bauer-Friedrich/B. Schmuhl, Original bis … Fälschungen zwischen Faszination und Betrug, Ausstellungskatalog, Kunstmuseum Moritzburg [Halle 2014]) in unterschiedlichen Aspekten thematisiert wurden.

Der vorliegende Sammelband, dessen Entstehung auf einen Workshop des Jahres 2013 in Bonn zurückgeht, setzt dagegen eigene Akzente. Auch wenn die Thematik »Original« und »Fälschung« in Bonn ebenfalls in einer Ausstellung im Ägyptischen Museum der Universität aufgegriffen wurde, dient dabei nicht der plakative Begriff der »Fälschung«, sondern »Authentizität« als inhaltliche Klammer. Der Band vereint 14 unterschiedlichste Annäherungen sowohl aus der Sicht des praktischen Umgangs

mit Objekten, als auch aus einer theoretisch-begrifflichen Perspektive heraus. Um einen schnellen Zugriff zu ermöglichen, wurden die Beiträge um knappe abstracts ergänzt, die sowohl auf Deutsch als auch Englisch vorliegen. Auch wenn nahezu alle Beiträge eine ausführliche Auseinandersetzung verdient hätten, kann hier nicht jeder *en detail* gewürdigt werden. Die Besprechung orientiert sich primär an den vom Herausgeber definierten Sektionen »Begriff und Praxis«, »Fälschungen«, »Museum« und »Aneignung«. Deren quantitativ ungleiches Verhältnis zueinander ist der Tatsache geschuldet, dass einige Beiträge nicht in gedruckter Form erscheinen konnten (siehe auch Vorwort S. 1). Soweit aus der Ankündigung des Workshops ersichtlich, war dieser zunächst in sechs Sektionen gegliedert. Im Druck entfielen die Sektionen »Replik und Reproduktion« und »Kulturerbe«. Die ursprünglich unter diesen Begriffen versammelten Vorträge erschienen zum Teil nicht in gedruckter Form, die Druckfassungen des anderen Teils wurden den verbliebenen Sektionen neu zugeordnet.

Die Notwendigkeit einer Neuordnung der Beiträge hätte zugleich die Gelegenheit geboten, die für den Workshop gebildeten Kategorien zu reflektieren und zu überlegen, inwiefern die jeweiligen Überschriften zur Annäherung an die Thematik beitragen. Da dies offenbar nicht realisiert werden konnte, stehen in der vorliegenden Form Kategorien wie »Begriff und Praxis«, die einen systematischen Zugang zur Thematik versprechen, auf der gleichen Ebene wie »Fälschung«, die einen nicht unwesentlichen Teil der Kategorie »Begriff und Praxis« selbst bildet. Die Sektion »Museum« impliziert ihrerseits zunächst nur einen Ort, an dem »Authentizität«, aber auch »Fälschung« regelmäßig verhandelt werden (so auch der Herausgeber selbst auf S. 4), während »Aneignung« begrifflich stärker auf den praktisch-konstruktiven Umgang mit dem Authentizitätsbegriff zielt. Schwierigkeiten, die einzelnen Beiträge auf dieser Basis aufeinander zu beziehen, werden an der Einordnung einzelner Beiträge in bestimmte Sektionen ebenso deutlich wie an der Anordnung der Beiträge innerhalb der Sektionen selbst.

Diese Problematik tritt bereits in der ersten Sektion hervor. Darin steht etwa der Beitrag von Achim Saupe, in dem unterschiedliche Authentizitäten aus einer theoretisch-begrifflichen Perspektive in den Blick genommen werden, erst an zweiter Stelle, obwohl er nicht nur mit dem Hinweis auf die Bedeutung relationaler Kommunikationsstrukturen für die begriffliche Bestimmung von Authentizität wichtige Grundlagen für den Band insgesamt skizziert. Der Eröffnungsbeitrag von Friederike Werner ist dagegen aus der Perspektive der künstlerischen Praxis heraus entwickelt. Er wirft zentrale Fragen auf, die auch für den Rest des Bandes Relevanz besitzen, zielt aber auf den Prozess des Kunstschaffens, der ausgeprägt aneignende Momente besitzt und sich somit besser in die letzten Sektion des Sammelbandes einfügen lässt. In eine dritte Richtung öffnet Ludwig Morenz die Diskussion. In seinem bildanthropologischen Ansatz werden Fragen nach dem authentischen Bild in Ägypten diskutiert. Der Beitrag belegt eindrücklich, in welchen historischen Dimensionen Authentizität zu denken ist. Inwiefern diese Perspektive für den Umgang mit der Begrifflichkeit fruchtbar gemacht werden kann, tritt hingegen nicht in letzter Konsequenz hervor. Aus der alltäglichen Museumspraxis und ihren Anforderungen ist schließlich der Beitrag von Karl Heinrich von Stülpnagel formuliert. Er nähert sich dem Thema aus der Sicht des Restaurators, der Entscheidungen über den konkreten Umgang mit einem Objekt treffen muss. Damit lenkt er den Blick auf die zwangsläufige Veränderung der Materialitäten von Objekten, die bei

Fragen der Authentizität nie außer Acht gelassen werden darf. Sein Hinweis, dass im Museum zu entscheiden ist, »*welche* Authentizität einer Musealie gezeigt werden soll« (S. 39), unterstreicht die Relationalität der Begrifflichkeit, die bereits im Beitrag von Achim Saupe deutlich anklang.

Dem eng mit der Frage nach Authentizität verbundenen Feld der »Fälschung« ist die folgende Sektion gewidmet, in der zwei Analysen aktueller Fallbeispiele mit Beiträgen aus dem Bereich der Wissenschaftsgeschichte kombiniert sind. Rita Lucarelli und Marcus Müller-Roth widmen sich Fälschungen ägyptischer Totenbücher, während Wilfred Geominy (†) gefälschte griechische Keramik thematisiert. In beiden Beiträgen wird die Notwendigkeit einer direkten Auseinandersetzung mit dem Material betont und die meist auf dem Erfahrungshorizont einzelner Wissenschaftler basierende Deutungshoheit der Wissenschaft thematisiert. Dass die Kategorisierung der materiellen Hinterlassenschaft in »echt« und »falsch« traditionell zu den Anforderungen an einen Wissenschaftler gehörte, aber nie vollständig einzulösen war, wird durch die Fälschungsberichte Ludwig Borchardts deutlich, denen die Abhandlung von Susanne Voß gewidmet ist. Beschlossen wird diese Sektion durch den Beitrag von Stephen Quirke, der sich am Beispiel der Auseinandersetzung von Adolf Erdman und Gaston Maspero dem Verhältnis von Kennerschaft und Authentizität zuwendet. Er betont überzeugend, dass der Umgang mit Fälschungen innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft immer auch Projektionsfläche kompetitiver Auseinandersetzungen war. Zeitlich lässt er sich lückenlos an die Betrachtungen zu Borchardt anschließen, setzt aber der Kennerschaft bewusst das Modell einer neuen Form der Bildung wissenschaftlicher Corpora entgegen, in denen der spezifischen Objektbiographie eine zentrale Bedeutung zugemessen wird. Vielleicht hätten diese beiden letzten Ausführungen besser am Anfang der Sektion Platz gefunden, um Persistenzen und Kontinuitäten im Umgang mit Fälschungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts deutlicher herauszustellen.

Als einer der zentralen Orte, an denen das Versprechen von Authentizität eine besondere Relevanz und mitunter auch Brisanz besitzt, kann das Museum angesehen werden. Wenngleich Jana Helmbold-Dohé in ihrem Beitrag zur Funktion von Gipsabgüssen im Ägyptischen Museum in Berlin den Begriff bewusst umgeht, schwingt er doch bei ihrer Skizze der Entwicklung der Ausstellung unterschwellig immer mit, so dass man sich auch über die Aufzählung der Funktion von Gipsreproduktionen im Berliner Museum hinaus einige übergreifende Bemerkungen zum Verhältnis von Original und Kopie gewünscht hätte. Auf einer grundsätzlichen Ebene nähert sich Stefan Burmeister dem begrifflichen Dreieck von Aura, Authentizität und Museum. Als Grundlage dient die Auseinandersetzung mit Walter Benjamins einflussreichem Aura-Konzept, das wesentlich in seinem Essay »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« dargelegt ist. Burmeister konzeptualisiert »Aura« dabei nicht als eine Objekten inhärente Eigenschaft, sondern als Zuschreibung, die ihrerseits durch die Bedingtheiten der Rezeptionssituation selbst und dabei insbesondere durch das Narrativ der Ausstellung beeinflusst wird. Wenn jedoch konstatiert wird, dass eine Aura »in jenem Augenblick [entsteht], in dem der Betrachter das Objekt als besonders wahrnimmt und emotional gefangen wird« (S. 102 f.), dann ist diese Auffassung nicht so weit von den Gedanken Benjamins entfernt, wie man zunächst denken könnte. Denn auch wenn Benjamin seinen Aura-Begriff im Wesentlichen in dem genannten Essay formulierte, so

entwickelte er diesen weiter. In seinem Aufsatz über Baudelaire unterstrich Benjamin die Leistung der Rezipienten ausdrücklich. Er sah Aura als die Fähigkeit des Menschen, Gegenständen einen Blick zu verleihen, den sie selbst nicht besitzen: »Dem Blick wohnt aber die Erwartung inne, von dem erwidert zu werden, dem er sich schenkt. […] Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen« (zitiert nach W. Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, kommentiert von D. Schöttker [Frankfurt am Main 2007], 132). Den Abschluss der Sektion »Museum« bildet das interessante Fallbeispiel einer vollständigen bürgerlichen Sammlung des 20. Jahrhunderts, die sich aktuell im Ägyptischen Museum in Bonn befindet und Originale sowie einen hohen Bestand an Fälschungen unterschiedlicher Qualitätsstufen vereint. Martin Fitzenreiter entwirft an diesem konkreten Beispiel das anschauliche Szenario einer »Dialektik der Authentizität«, das von der Folge aus »Erleben, Dekonstruieren und neu Erleben« besteht und dabei sowohl die Relationalität der Begrifflichkeit als auch die Bedeutung der Rezipienten für ihre Konstruktion betont.

Die letzte Sektion »Aneignung« vereint schließlich zwei Beispiele, deren disparater Charakter sich aus der Zusammenlegung der ursprünglichen Sektionen des Workshops erklären lässt. Zunächst thematisiert Beat Schweizer die Authentizität archäologischer Stätten anhand der Beispiele der Akropolis und Agora von Athen, der Siedlung Ampurias auf der iberischen Halbinsel sowie Rom. Dabei macht er insbesondere deutlich, dass die befundorientierte Archäologie Authentizität im Sinne einer »Ursprünglichkeit der Überlieferung« kaum bieten kann. Muss man aber als Konsequenz den Begriff aus den Überlegungen ausklammern? Nach Meinung des Rezensenten sind archäologisch arbeitende Disziplinen gerade durch diese von Schweizer so treffend skizzierte Aporie besonders geeignet, diesen Begriff zu verhandeln. Sie sehen sich ständig der Situation ausgesetzt, der Öffentlichkeit in einer Authentizitätsschuld gegenüber zu stehen, diese aber nie einlösen zu können. Den Abschluss des Bandes bietet Stefanie Samidas Beitrag zur *Living History,* dem »Versuch der aktiven Aneignung von Vergangenheit« (S. 141). Wurde der Begriff der Authentizität in zahlreichen Beiträgen dekonstruiert oder gleich vollkommen vermieden, so stellt er in diesem Bereich eines der Leitmotive dar. Erreicht werden soll eine authentische Aneignung insbesondere auf der Ebene der Objekte. Bei diesen handelt es sich nahezu ausschließlich um Repliken, doch ist stets angestrebt, sich hinsichtlich ästhetischem Erscheinungsbild und Funktionalität der anzueignenden Lebenswelt möglich stark anzugleichen. Und so endet der Band in der – wenn auch nicht primär intendierten, so doch inhaltlich passenden – Konfrontation der Unmöglichkeit des Authentischen in der archäologischen Wissenschaft, von der immer das Authentische erwartet wird, und der anerkannten Authentizität der Replik.

Versucht man die Vielfalt der als Einzelstudien sehr bereichernden Beiträge zusammenfassend zu würdigen, so bleibt ein zwiespältiger Eindruck. Unzweifelhaft hat der Herausgeber die schwierige Aufgabe, kaum vermeidbare Inkonsistenzen der Struktur solcher Sammelbände zu bewältigen. Doch so sehr der Ansatz des »polyphonen Nachdenkens … über die Herausforderung der Authentizität« (S. 5) zu begrüßen ist, erfordert er eine Struktur, die es dem Leser ermöglicht, auch ohne Teilnahme an der Tagung an diesem Nachdenken teilzuhaben. Die gelungene Zusammenfassung der einzelnen Beiträge durch den Herausgeber (S. 5–12) bietet hier keine Abhilfe, da sie das durch

die jeweilige Sektionsüberschrift implizierte Verbindende der unterschiedlichen Beiträge nicht ausführlich in den Blick nimmt. Vielleicht hätte hier eine konsequent von der Ebene konkreter Artefakte selbst ausgehende Strukturierung mit daran anschließender theoretischer Reflexion dazu geführt, die Vorteile eines exemplarischen Zugangs zur Thematik deutlicher in den Vordergrund zu rücken. An geeigneten Fallstudien mangelt es dem Band keineswegs. Verwiesen sei etwa auf den Beitrag von Martin Fitzenreiter (Ornament und Versprechen) selbst, der dazu einen hervorragenden Ausgangspunkt geboten hätte, da in ihm die zahlreichen Brechungen des Begriffes »Authentizität« im Kontext musealisierter Objekte thematisiert werden. Alternativ hätten unterschiedliche Annäherungen an den Begriff wie diejenige von Stefanie Samida (Inszenierte Authentizität) oder Karl Heinrich von Stülpnagel (Der Authentizitätsbegriff aus der Sicht eines Restaurators) am Beginn des Bandes deutlich hervortreten lassen, wie stark das Verständnis von Authentizität auf den jeweiligen Erfahrungen im Umgang mit dem Material selbst gründet. In einem anschließenden theoretisch-begrifflichen Block hätten dann ausgehend von diesen Fallbeispielen verbindende und übergreifende Elemente herausgearbeitet werden können.

Nach Auffassung des Rezensenten wird in der vorliegenden Gliederung des Bandes die Stärke der Pluralität der Stimmen nicht konsequent genug genutzt, um die besondere Kompetenz archäologischer Fächer im Feld der Authentizitätsforschung herauszustellen. Dabei hätten die skizzierten Alternativen der Anordnung der Beiträge keine Abwertung der wichtigen, theoretischen Reflexion bedeutet. Vielmehr hätte sich bereits auf dieser Basis eine Substanz des Begriffes ablesen lassen, die sich ein Leser in der vorliegenden Form aus einzelnen Abschnitten der Beiträge zusammensetzen muss. Der Band bezieht seinen unbestrittenen Wert daher insbesondere aus der intensiven Befragung des Authentizitätsbegriffes und seiner Konstruktion und Dekonstruktion in Form von anschaulichen Einzelstudien. Eine systematischere Auseinandersetzung hätte aber vermutlich die Grenzen des Tagungsformates Workshop gesprengt. In diesem Sinne sind die hier geäußerten Gedanken als Wunsch zu verstehen, dass das »polyphone Nachdenken« um weitere Stimmen bereichert werde. Vielversprechende Ausgangspunkte dazu wurden zweifellos formuliert.

Jörn Lang
Universität Leipzig, Institut für Klassische Archäologie und Antikenmuseum,
Ritterstr. 14, 04109 Leipzig, Deutschland
joern.lang@uni-leipzig.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 54, 1/2 (2013), S. 177–181
© Waxmann

Marion Uckelmann, Die Schilde der Bronzezeit in Nord-, West- und Zentraleuropa. Prähistorische Bronzefunde III, 4. Stuttgart: Franz Steiner 2012. 243 Seiten. 169 Tafeln. Hardcover. ISBN: 978-3-515-10378-7.

Im vorliegenden Band werden 90 bronzezeitliche Schilde aus Nord-, West- und Zentraleuropa vorgelegt. Die Arbeit wurde 2008 als Dissertation an der Universität Münster eingereicht. Verschiedene Aspekte der bronzezeitlichen Schilde wurden seitdem von der Autorin auch in vertiefenden Aufsätzen vorgestellt. Die Arbeit geht über die Fundvorlage weit hinaus und stellt die Entwicklung der Schildbewehrung in ihrer Gesamtheit zwischen Orient und Westeuropa dar. Sie ist ein gutes Beispiel für die Erträge der Edition »Prähistorische Bronzefunde«.

Die Untersuchung basiert auf der Neuaufnahme der Funde durch die Autorin. Daraus resultiert eine dichte Beschreibung der Originalfunde auch in ihren technischen Aspekten im ersten Teil der Untersuchung. Übersichtlich sind in einer Tabelle (Abb. 3) die wichtigsten Maßangaben zu den Schilden aufgelistet, so dass man rasch vergleichen kann. Es handelt sich ausnahmslos um runde oder leicht ovale Schilde mit einem Durchmesser zumeist zwischen 50 und 75 cm. Schilde mit einem Durchmesser zwischen 20 und 50 cm sind in geringerer Zahl bekannt. Entsprechend der Blechstärke zwischen 0,3 und 1,4 mm variiert das Gewicht zwischen 0,33 und 3,4 kg. Die meisten Schilde wiegen 1–2 kg.

Dem Typus Lommelev-Nyírtura werden sechs Schilde zugewiesen, nämlich Fragmente aus Horten in Ungarn und Kroatien sowie ein vollständiges Exemplar aus einem Moor in Lommelev auf Falster. Kennzeichnend ist die Verzierung mit konzentrischen Rippen zwischen die ein strahlenförmiges Muster aus gepunzten Buckeln eingeschaltet ist. Die Datierung ergibt sich anhand der Horte, die in die Stufe Ha A1 datiert werden können, für den Hort von Nyírtura besteht ein Ermessensspielraum zwischen Bz D und Ha A. Der Schild aus Lommelev ist als Einzelfund aus einem Moor nicht datiert. Bemerkenswert ist aber, dass in unmittelbarer Umgebung zwei Luren und zwei Schwerter gefunden wurden.

Zum Typus Nipperwiese werden acht Schilde gerechnet. Es sind relativ kleine Schilde mit einem Durchmesser zwischen 37,5 und 43,7 cm und einem Gewicht zwischen 1,5 und 2,2 kg. Um den Schildbuckel finden sich zwei konzentrische Rippen, die Verzierung sind, aber auch der Versteifung des Blechs dienten. Alle Nipperwiese-Schilde sind Einzelfunde zumeist aus Flüssen. Nur das Fragment aus Watenstedt, Ldkr. Helmstedt stammt aus dem Bereich einer bronzezeitlichen Siedlung. Wegen Ähnlichkeiten mit dem Schild von Plzeň-Jíkalka wird die Datierung an den Beginn der Spätbronzezeit (13./12. Jh. v. Chr.) vorgeschlagen.

Dem Typ Harlech werden sechs Schilde zugewiesen, deren Durchmesser zwischen 50 und 68,5 cm liegt. Die Verzierung besteht aus mehreren konzentrischen Rippen. Es

sind ausnahmslos Feuchtbodenfunde aus England und Wales, so dass die Datierung letztlich offen bleiben muss. Typologische Ähnlichkeiten mit den Nipperwiese-Schilden und die Metallzusammensetzung des Schildes von Harlech sprechen für eine Datierung in die Stufe Penard, d.h. einem etwa Bz D und Ha A1 entsprechendem Zeitabschnitt. In die gleiche Zeit werden zwei Schilde des Typus Coveney datiert, deren Verzierung aus Rippen in Mäanderform besteht, die in Schlangenköpfen enden.

Die sechs Schilde des Typus Athenry-Eynsham sind nur zwischen 23 und 35 cm groß. Aufgrund der unterschiedlichen Blechstärken liegt das Gewicht in einem weiten Bereich zwischen 300 g und 1200 g. Die Schilde sind mit einer Rippe und zwei Reihen großer Buckel verziert. Ausnahmslos Einzelfunde werden auch sie in die Stufen Penard und Wilburton gestellt.

Die 22 Schilde des Typus Yetholm sind zwischen 53 und 72,5 cm groß und wiegen zwischen 1,1 und 2,5 kg. Die Verzierung besteht aus mehreren konzentrischen Rippen und Buckelreihen, die den Schilden ein prächtiges Funkeln verleihen. Es handelt sich um Gewässer- und Feuchtbodenfunde. Vier Schilde des Typus Yetholm wurden mit jeweils einem anderen Schild gefunden. Der Fund von Yetholm besteht aus drei Schilden und in Beith sollen fünf oder sechs Schilde gefunden worden sein. Aufgrund der Metallzusammensetzung wird eine Datierung der Yetholm-Schilde in die Penard-Stufe vorgeschlagen, mit einem Weiterleben in der Stufe Wilburton sei zu rechnen. Fast alle Yetholm-Schilde wurden in Großbritannien und Irland gefunden, nur ein Exemplar stammt aus einem Moor bei Sørup auf Falster. Ein weiterer englischer Schild wurde unlängst an anderer Stelle publiziert (S. P. Needham/P. Northover/M. Uckelmann/R. Tabor, South Cadbury: The Last of the Bronze Shields. Arch. Korrbl. 42, 2012, 473–492).

24 Schilde werden dem Typus Herzsprung zugewiesen. Sie messen 70,5–71 cm in der Länge und 65–68,5 cm in der Breite und wiegen zwischen 1,3 und 1,5 kg. Nur der Schild von Taarup ist mit 85 x 71,2 cm größer. Die Herzsprungschilde sind mit konzentrischen Rippen und Buckelreihen verziert. Typisch ist die U-förmige »Einkerbung« der beiden Rippen. Das größte Fundensemble bilden die 18 Schilde, die 1985 in einer verlandeten Bucht des Vänersees bei Fröslunda gefunden wurden und hier glücklicherweise erstmals vorgelegt werden können. Sie zeigen eindrucksvoll die Vielfalt der Verzierung, die bei jedem der Schilde individuell ist. Als Verzierungselement finden sich bei Schilden von Fröslunda und von Nackhälle Buckel mit konzentrischen Rippen, wie sie andernorts vor allem von Goldarbeiten (u.a. den Goldkegeln) bekannt sind. Die beiden Schilde von Herzsprung waren ebenfalls in einem Feuchtmilieu deponiert, vorher jedoch gefaltet und unbrauchbar gemacht worden. Drei weitere Schilde von Nackhälle, Taarup Mose auf Falster und Svenstrup Mose in Himmerland sind Moorfunde. Nur ein Fragment stammt aus dem Hort von Skydeberg auf Fünen, der in die Periode V datiert wird. Dass Herzsprungschilde schon in der Periode IV verwendet wurden, kann man vermuten, aber nicht mit dem Hinweis belegen, das Schildfragment sei ein Altstück und als »Brucherz« in den Hort gelangt. Das ^{14}C-Datum des Lederschilds mit V-förmiger Rippenzier aus dem irischen Cloonbrin (1134–971 cal BC) wird als ein weiteres Indiz für eine ältere Verwendung der Herzsprungschilde angeführt. Die V-förmige Kerbe ist jedoch charakteristisch für die Schilde aus Griechenland und Zypern, die dort in das 8. und 7 Jh. datiert werden. Bei den Funden aus Delphi ist allerdings auch eine ältere Zeitstellung nicht auszuschließen. Denn die Weihgaben mögen schon ein

beträchtliches Alter besessen haben, bis sie beim Bau der Heiligen Straße als Altstücke endgültig deponiert wurden (s. o. zu Skydeberg).

Drei weitere Schilde von Plzeň-Jíkalka und Dänemark werden wegen ihres Dekors zusammengestellt. Dabei erinnern die beiden dänischen Stücke, besonders Nr. 87 eher an Schilde des Typus Herzsprung während der Schild von Plzeň-Jíkalka letztlich ein Solitär ist. Das gilt nicht nur im Hinblick auf die Verzierung. Der Schild ist mit fast drei Kilogramm Gewicht auch besonders schwer. Nachdem er lange mit dem Hortfund der Stufe Bz C2/D in Verbindung gebracht wurde, hatte Olga Kytlicová 1986 für eine Einordnung in die Stufe Ha B3 plädiert. Frau Uckelmann konnte am Schild noch Holzreste entnehmen, deren AMS-Datierung in das 14.–12. Jh. v. Chr. fällt. Damit ist die Zugehörigkeit zum Depot nicht gesichert, aber ein zeitlicher Zusammenhang zur Deponierung des Tongefäßes mit den Bronzen wahrscheinlich gemacht. Immerhin wurde der Schild seinerzeit nur eine Woche nach dem Tongefäß beim Bau eines Hauses aufgefunden, so dass man auch räumlich eine gewisse Nähe voraussetzen darf. Die AMS-Datierung in das 14.–12. Jh. v. Chr. rückt den Schild von Plzeň-Jíkalka zeitlich wieder in das Umfeld der Nipperwieseschilde. An der typologischen Nähe bestand ohnehin kein Zweifel.

Der Besprechung der hier kurz aufgeführten Typengruppen schließen sich Zusammenstellungen von Bronzebeschlägen auf Holzschilden aus Mittel- und spätbronzezeitlichen Gräbern und eine Besprechung von Miniaturschilden aus dem westmediterranen Raum an.

Im auswertenden Teil werden zunächst die Fundumstände genauer betrachtet (S. 91 ff.). Besonders auffällig ist, dass 85% der Schildfunde aus Mooren und Gewässern stammen, nur 9% von festem Boden. Dabei werden die Schilde am Beispiel der Funde aus der Themse, dem Shannon und dem Rhein überzeugend in das allgemein durch Waffen dominierte Spektrum der Gewässerfunde kontextualisiert. Sie sind demnach keine Ausnahmefälle, sondern in die Deponierungssitten der jeweiligen Regionen eingebunden. Bei den Schildfragmenten aus Horten vermutet die Autorin hingegen, dass sie als Metallrohstoff deponiert wurden, wenngleich eine »sakrale Deutung als Votivhort« nicht ausgeschlossen wird. Es sei in diesem Zusammenhang ergänzend darauf hingewiesen, dass die Überlieferung der Schilde des Typus Nyírtura ebenfalls von regionalen Niederlegungssitten abhängig ist. Es sind insbesondere die großen Horte in Transdanubien und im Save Drau-Zwischenstromland in denen Schutzwaffen enthalten sind. In anderen Hortregionen sind sie hingegen nicht in den Hort integriert worden (vgl. zu diesem Thema jetzt auch T. Mörtz, At the Head of the Concealment. The Deposition of the Bronze Age Helmets in the Carpathian Basin. In: S. Berecki/R. E. Nemeth/B. Rezi [Hrsg.], Bronze Age Rites and Rituals in the Carpathian Basin 8.–10.10.2010 [Tîrgu Mureş 2011], 358–376).

Sehr instruktiv sind die Beobachtungen zur Herstellungstechnik der Schilde, die teilweise durch experimentelle Studien ergänzt wurden. Die Schilde sind im allgemeinen Blechprodukte, die aus einem Rohling ausgetrieben werden mussten. Unklar bleibt, wie die Autorin zu der (S. 109 Anm. 7) zitierten Auffassung von Sprockhoff steht, die Schilde des Typus Nipperwiese und der Schild von Plzeň-Jíkalka seien Gussprodukte. Der Treibprozess ist an vielen Schilden (z. B. Herzsprung) in Form der Arbeitsmarken noch gut erkennbar. Besonders hervorgehoben sei die Identifizierung von

Vorlinierungen und Hilfslinien mittels einer Reißnadel auf einigen Schilden vom Typus Herzsprung. Für 17 Schilde liegen Metallanalysen vor, die zeigen, dass die meisten Schilde einen überraschend hohen Zinnzusatz von 10–14% aufwiesen. Das Schildfragment von Watenstedt besteht hingegen aus fast reinem Kupfer. Auffällig ist beim Schild von Plzeň-Jíkalka ein Bleianteil von 5–6%.

Die Funktion (S. 169ff.) der sehr dünn ausgetriebenen Schilde sieht die Autorin nicht im Kampfbetrieb, sondern interpretiert sie als Statussymbol oder Zeremonialgerät. Das leuchtet für die prächtigen Yetholm-Schilde sofort ein. Die Schilde des Typus Nipperwiese/Plzeň-Jíkalka mit einer größeren Blechdicke könnten aber sehr wohl als Schild im Kampf verwendet worden sein.

In einem eigenen Kapitel werden bildliche Darstellungen von Schilden behandelt (S. 127 ff.). Aus dem Südwesten der Iberischen Halbinsel sind über 70 Steinstelen mit Darstellungen von Schilden mit V-förmiger Kerbung bekannt. Sie waren und sind Gegenstand zahlreicher Arbeiten der spanischen Forschung, doch ist diese von einem Konsens über Gliederung, Datierung und Deutung noch weit entfernt. Die Darstellungen ergänzen unser Wissen über die Verwendung gleichartiger Schutzwaffen auch dort, wo keine bronzenen Exemplare durch entsprechende Weihesitten überliefert sind. Auch die Felsbilder in Schweden zeigen Schilde, die teilweise mit bekannten Schildtypen verbunden werden können, häufiger sind jedoch Schilde die im bronzenen Fundstoff nicht oder nur selten überliefert sind. Sehr nützlich ist die Einbeziehung von Schilddarstellungen aus Griechenland und Sardinien sowie Ägypten und dem Vorderen Orient. So reichen die ältesten Nachweise für den Rundschild nicht vor das 13. Jh. v. Chr.

Die Überlieferung der Schilde ist extrem selektiv, wodurch sich klare Muster bilden, die Verbreitung (S. 157 f.) und Chronologie (S. 158 ff.) bestimmen. Die Schildfragmente des Typus Lommelev-Nyírtura stammen aus dem westlichen Karpatenbecken und lassen sich in die Stufen Bz D–Ha A1 datieren. Der Typus Nipperwiese ist vor allem in Deutschland und Polen belegt. Zwei britische Stücke sind vermutlich Nachahmungen. Auch diese Schilde werden in die ältere Urnenfelderzeit datiert. Die Typen Harlech, Coveney, Athenry-Eynsham und Yetholm stammen fast ausschließlich von den Britischen Inseln. Ein Exemplar in Dänemark kann als Import angesprochen werden. Auch diese Schilde werden in die Stufe Penard, d. h. die frühe und ältere Urnenfelderzeit datiert. Der Typus Herzsprung findet sich ausschließlich in Skandinavien, Herzsprung in der Prignitz ist der südlichste Fundort. Dieser Schildtyp kann in die Periode V datiert werden.

Nach dieser Übersicht stammt der größte Teil der bronzezeitlichen Schilde also aus einem frühen Abschnitt der Spätbronzezeit. Wie lange diese Schilde verwendet wurden und wann sie tatsächlich deponiert wurden, bleibt vielfach ungewiss und wird sich auch nicht näher eingrenzen lassen. Es lässt sich aber auch der Beginn der Herstellung der Metallschilde nicht enger eingrenzen. Er könnte bereits in der Mittelbronzezeit liegen. Die Hortfunde von Oggiono Ello und der Neufund vom Piller zeigen, dass bronzene Helme bereits in der Mittelbronzezeit hergestellt wurden und es liegt nahe, dies auch für die Schilde zu vermuten. Die einzigen Bronzeschilde der jüngeren Urnenfelderzeit (Ha B) in Europa sind von nur sechs Fundorten in Skandinavien und der Prignitz bekannt. Das bedeutet, dass nirgendwo eine komplette Abfolge von Schildformen vorliegt. Schilde wurden, wenn diese Datierungen richtig sind, in einem mittleren und späten

Abschnitt der Spätbronzezeit, mit Ausnahme der Herzsprungschilde, nicht mehr deponiert. Für die Bronzeschilde wurde damit ein neuer zeitlicher Rahmen begründet, das bisher bestehende Bild korrigiert und eine neue Perspektive auf die europäische Schutzbewaffnung der Bronzezeit eröffnet.

Eine große Stärke des vorliegenden Buches ist die zugrundeliegende Untersuchung der Originalfunde durch die Verfasserin. So werden erstmals umfassend Beobachtungen zur Herstellung, zu Beschädigungen etc. einbezogen. Hervorzuheben ist die vorzügliche Fotodokumentation der Schilde auf den Tafeln, die die Argumente zu Herstellung und Funktion nachvollziehen lässt. Die Autorin hat ein Muster abgeliefert, wie die Behandlung z. B. der Helme und Schwerter erfolgen könnte.

Svend Hansen
Eurasien-Abteilung des DAI, Im Dol 2–4, 14195 Berlin, Deutschland
svend.hansen@dainst.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 54, 1/2 (2013), S. 182–186
© Waxmann

Anna Anguissola (Hrsg.), Privata Luxuria – Towards an Archaeology of Intimacy, Pompeii and Beyond. International Workshop, Center for Advanced Studies, Ludwig-Maximilians-Universität München (24–25 March 2011). Münchner Studien zur Alten Welt 8. München: Herbert Utz Verlag 2012. 244 Seiten. 75 Schwarzweiß-Abbildungen und 6 Tabellen im Text, 8 Farbabbildungen auf 5 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-8316-4101-7.

Der Band beinhaltet Beiträge eines von der Herausgeberin Anna Anguissola veranstalteten ›International Workshop for young scholars‹ des ›Center for Advanced Studies‹ der Ludwig-Maximilians-Universität München vom März 2011. Dementsprechend werden in den zehn gleichmäßig auf fünf Abschnitte verteilten Beiträgen in – nicht immer überzeugender – englischer Sprache vielfach Aspekte oder auch (Zwischen-)Ergebnisse von seinerzeit laufenden oder kurz- bzw. mittelfristig abgeschlossenen Dissertationsprojekten präsentiert (problematisiert in der allgemein kritischen Rezension von M. Trümper, Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 17, 2014, 1061–1073, bes. 1062 [http://gfa.gbv.de/dr,gfa,017,2014,r,06.pdf]).

Wie Anguissola am Schluss des kurzen Vorworts von vier Seiten, das allein den Zusammenhalt des Bandes generieren soll, schreibt, zielte der Workshop und so auch der Band darauf, »to deal with the problem of ›privacy‹ in the domestic life of the Romans« (S. 12). Aufgrund von »concentration and readability of the contextual archaeological data« (S. 10) werden Pompeji, aber auch Herculaneum von Anguissola dafür als exemplarische Studienobjekte betrachtet. Und so dominieren die Häuser Pompejis im fünfseitigen Orts- und Gebäudeindex (S. 229–233). Dass dabei Repräsentativität für ›die‹ römische Gesellschaft nicht erwartet werden kann, wird benannt, im Weiteren aber allgemeiner nicht thematisiert.

In Bezug auf die Problematik der Übertragung der modernen Begrifflichkeit von ›privat‹ und ›öffentlich‹ auf antike Verhältnisse wird auf eine Konzeption von Andrew Wallace-Hadrill verwiesen (wohl nach dem Kapitel ›Reading the Roman House‹ in: A. Wallace-Hadrill, Houses and Society in Pompeii and Herculaneum [Princeton 1994], 3–16). Dieser hatte für die soziale Charakterisierung von Räumen Pompejis und Herculaneums eine Einordnung anhand zweier Achsen gefordert (a. O. 11), zwischen ›public‹ und ›private‹ einerseits, zwischen ›grand‹ und ›humble‹ andererseits, dies von Anguissola als Gegensatz zwischen »lavishly-decorated and humble spaces« (S. 9) übernommen. Nach Anguissola sind demnach Räume nicht einfach als ›public‹ und ›private‹ zu beschreiben. Zu denken sei vielmehr in Hinblick auf »publicness and privateness (and, on a similar but different level, degrees of sociality and intimacy« (S. 11). In ihrer eigenen Studie scheint diese Differenzierung jedoch aufgehoben, wenn zu lesen ist: »These two houses provide perfect examples of how space could be manipulated to

create a poly-semantic structure, where ›public‹ and ›private‹ (or, in other terms, ›social‹ and ›intimate‹) intersected at several levels« (S. 46).

Jedenfalls sind die Beiträge des ersten Abschnitts (benannt als: »A Space of One's Own«) der Identifizierung privater Bereiche gewidmet, die des zweiten dem Verhältnis von Wohn- und Geschäftsbereichen (»Work and Leisure under one Roof«). Auch in der dritten Sektion werden diese Themen angesprochen, diese Artikel sind jedoch unter der Überschrift »Quantifying Privacy« gefasst. Der vierte Abschnitt (»Organizing Privacy«) soll eine zeitlich vergleichende Perspektive auf die räumliche Organisation des 3. und 2. Jhs. v. Chr. einerseits, des 1. Jhs. n. Chr. andererseits eröffnen, der fünfte bietet Fallbeispiele zur »Privacy beyond Pompeii«, in einem Fall auch mit Ausblicken auf spätantike Verhältnisse.

Laura Nissinen (Helsinki) untersucht Privatheit des Schlafs unter Berücksichtigung eines generalisierenden Kulturvergleichs der Schlafbedingungen. Sie unterstellt anhand von antiken Schriftquellen zumindest für »upper class Romans« (S. 28) eine modernen Gesellschaften entsprechende Form des zurückgezogenen Schlafs, des Schlafs allein, der voraussetzt, dass Schlaf an bestimmte Räume gebunden gewesen sei. Anna Anguissola (München) rekonstruiert insbesondere in Hinblick auf *cubicula* an Peristylen für zwei auch aufgrund »an excellent publication« (S. 32) ausgewählter Häuser – Casa del Labirinto, VI 11,8–10; Casa degli Amorini Dorati, VI 16, 7.38, die Publikationen im Gesamtliteraturverzeichnis des Bandes (S. 211–228) dann fälschlich unter dem Namen nur eines Autors – die unterschiedliche Lenkung der Bewohner und Besucher von unterschiedlichem sozialem Status und damit über die Organisation von Zugängen und Blickrichtungen die Konstruktion eher privater und eher öffentlicher Bereiche.

Miko Flohr (Oxford) behandelt unterschiedliche Werkstatttypen – Bäckereien; *lanifricariae*, Werkstätten mit Fleisch- und Knochenverarbeitung; *fullonicae* für das Walkgewerbe sowie Färbereien – in Atrium-Häusern und konstatiert, dass hauptsächlich bei denjenigen, für die die Präsenz von (auch Arbeits-)Tieren oder Tierteilen vorauszusetzen ist, auf räumliche Separierung Wert gelegt wurde. Antonio Calabrò (Pisa) führt für *cauponae*, also Gaststätten im Kontext der Häuser sowohl Beispiele der Integration, als auch der Trennung gewerblicher und häuslicher Bereiche an. Beide Autoren führen die Raumorganisation weniger auf kulturelle Bewertungen der handwerklich-gewerblichen Tätigkeit, sondern eher auf praktische, funktionale Gründe zurück.

M. Taylor Lauritsen (Edinburgh) erfasst anhand der Türen Möglichkeiten, bestimmte Grenzen innerhalb des Hauses zu ziehen bzw. wieder zu öffnen. Die Vielzahl schließbarer Türen um das Atrium wird von ihm mit der dort notwendigen Kontrolle über private und öffentliche Bereiche in Zusammenhang gebracht. Schließbare Türen kennzeichneten jedoch auch die Verbindungswege zwischen Atrien und Peristylen, sodass letztere insgesamt separiert worden seien. Chiara Maratini (Venezia) beschreibt GIS-Verfahren zur Analyse des Nebeneinanders von repräsentativen oder gewerblichen Räumen in den ›Regionen‹ V und VI. In einer Kartierung (S. 204, Farbtaf. 2) werden die Einflusssphären bzw. die Auswirkungen – Sicht, Geräusch, Geruch – von Bäckereien rekonstruiert.

Dora D'Auria (Paris) stellt die räumliche Organisation, unterschiedliche Grade der Zugänglichkeit der Casa del Granduca Michele (VI 5,5), eines der »middle-class houses« des hellenistischen Pompeji, vor. Riccardo Helg (Bologna) erschließt über die

Veränderungen, die die Erweiterungen mit oberen Stockwerken – weniger in Pompeji, weitergehend in Herculaneum – mit sich brachten, etwa die Fenster zu den Straßen oder zu den auch umgebauten Atrien, auf deutlichen Wandel des Verhältnisses von privaten und öffentlichen Bereichen.

Margherita Carucci (Helsinki) widmet sich der Frage der Intimität in den *cubicula*, einerseits mit Bett ausgestattete und daher Intimität bzw. Sexualität ermöglichende Räume, andererseits aber auch Empfangsräume. Sie stellt Aussagen der Schriftquellen archäologische Kontexte vor allem des römischen Afrika gegenüber. Helmut Schwaiger (Wien) vergleicht die früh- und mittelkaiserzeitliche mit der spätkaiserzeitlichen bzw. spätantiken Hausarchitektur von Ephesos und konstatiert die Hervorhebung privater Bereiche erst für die spätere der untersuchten Zeitphasen.

Das Nachvollziehen der Argumentationen und der Interpretationen wird leider durch die sehr schlechte Qualität der Textabbildungen behindert. Die Pläne helfen aufgrund fehlender Legenden und Differenzierungen oder auch des Maßstabs der Lektüre nicht immer, sind aber auch allgemein aufgrund der Druckqualität als weitergehendes Arbeitsmaterial nicht sinnvoll zu verwenden. Entgegen Riccardo Olivito, der in seiner allgemein positiven Rezension (Archeologia Classica 65, 2014, 577–583, bes. 583) von »illustrazioni di buona qualità« schreibt, sind die Fotoabbildungen schlichtweg als Katastrophe zu bezeichnen. Etwas überspitzt könnte man von Feldern mit ineinander verschwimmenden Bereichen von Grauabstufungen sprechen. Dem Verlag hätte offensichtlich eine archäologische Publikation nicht anvertraut werden sollen. Es ist eine Ironie, dass die Bearbeitung der Manuskripte durch die Franz-und-Eva-Rutzen-Stiftung gefördert wurde. Vor allem aber erstaunt, dass das ›Center for Advanced Studies‹ oder die Herausgeber der Reihe ›Münchner Studien zur Alten Welt‹ diese Druckqualität durchgehen ließen.

Die in dem Band publizierten Beiträge des Workshops lassen sehr unterschiedliche Zugriffe – von *close reading* oder *thick description* bis zu GIS-Analysen – auf architektonische Kontexte unterschiedlicher Reichweite erkennen. Anguissola, D'Auria und Schwaiger zielen auf einzelne Gebäude, Maratini analysiert die Häuser zweier ›Regionen‹. Nissinen und Carucci behandeln dagegen *cubicula*, Lauritsen die Türen und Helg die Stockwerke und Fassaden im Kontext der Häuser oder auch der Straßen, Flohr und Calabrò wiederum bestimmte Gewerbebetriebe innerhalb der Atrium-Häuser. Nicht unüblich für Workshops oder Tagungen und den sich daraus ergebenden Bänden, so weichen auch hier die Abhandlungen von der im Vorwort von der Organisatorin vorgestellten Konzeption ab. Ganz unabhängig von der Qualität der vorgestellten Ergebnisse ist zu konstatieren, dass insbesondere die Beiträge, die sich dem Verhältnis von ›häuslichen‹ und gewerblichen Räumen widmen, zum Thema der *privata luxuria* bzw. zu einer »archaeology of intimacy« nur sehr bedingt beitragen. Allgemeiner stellt sich die Frage, wie weit die Untersuchung bestimmter Haus- und Raumtypen oder Architekturelemente, wenn auch im Kontext, tatsächlich zu einer Archäologie der Intimität oder Privatheit führen können.

Die Herausgeberin bezieht sich zu den Begriffen »privacy« und »intimacy« im Vorwort lediglich auf das *Oxford English Dictionary* (S. 9), wonach unter »privacy« das Allein und Ungestört Sein zu verstehen ist, auch in Hinblick auf die mentalen Aspekte der Freiheit von öffentlicher Aufmerksamkeit und der Zurückgezogenheit. »Intimacy« ist

demnach dagegen auf die individuelle oder sehr persönliche Ebene der innersten Gedanken und Gefühle bezogen. Es ist offensichtlich, dass die Definitionen des *Dictionary* der Problemstellung, »degrees of sociality and intimacy« zu analysieren, nicht angemessen sind. Die »privacy« des *Dictionary* deckt Bereiche mit ab, die in der römischen Antike mit *otium* beschrieben werden konnten, hat aber mit der im Buchtitel genannten *privata luxuria*, die im politischen Diskurs der späten Republik im Gegensatz zur *publica magnificentia* steht (paradigmatisch: Cicero, pro Murena 76; Velleius Paterculus, Historia Romana 2,1,2), sicherlich nichts zu tun. Die etwas erratische Bezugnahme auf *privata luxuria* scheint somit eher auf eine Engführung von Privatheit, Intimität und Luxusausstattung zu weisen, die sich sicherlich auf die oben genannte Konzeption von Wallace-Hadrill zurückführen lässt. Der oft nur in Bezug auf die Villegiatur diskutierte Begriff *otium* erscheint bei D'Auria und Carucci (S. 137; 169), in Verknüpfung mit *negotium* bei Flohr (S. 52) in Hinblick auf die von ihm untersuchten Gewerbe. Jedoch wird nur in dem Beitrag Caruccis ein antiker Begriff einmal knapp erläutert, in dem *intimus* in etwa im Sinne des *Dictionary* auf das bezogen sei, »what is inmost or inward in reference to both spatial position and personal relations« (S. 167). Dagegen wird »Intimität« oder »intimacy« allerdings sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Bereich (beispielsweise: A. Giddens, Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften [Frankfurt 1993]) vorwiegend als körperliche Intimität, wenn nicht Sexualität definiert. Dass diesen Formen der Intimität oder auch der im Band eher angesprochenen Innerlichkeit bzw. inneren Gefühlswelt oder Nähe tatsächlich entsprechende Bereiche der Häuser entsprochen haben, scheint vielfach eher Postulat, müsste zumindest im kulturellen und sozialen Kontext deutlicher herausgearbeitet werden.

Grundsätzlich erwartet man von einem Buch mit dem Untertitel »archaeology of intimacy« doch größeres Problembewusstsein und eine explizit theoretische Auseinandersetzung zu unterschiedlichen Vorstellungen oder Konzeptionen von Privatheit (und Öffentlichkeit), besser: von privaten und öffentlichen Räumen (im Plural), und deren Wandelbarkeit in der Antike wie der Moderne. So beendet Carucci die knappen Bemerkungen zu *intimus* mit: »though the content of intimacy and its expression in specific forms of behavior are the outcome of continuous cultural negotiation, the broad idea of intimacy as a value is shared by all cultures and in any historical period« (S. 167). Zugleich wird dann unterstellt: »Romans were not ›just like us‹«. Anguissola schreibt zu Recht: »the domestic life of the Romans … included a number of activities, that we would call ›public‹« (S. 31). Dies ist eine Ebene der Argumentation, die sich ähnlich, aber mit umgekehrten Vorzeichen bei Helg wiederfindet, wenn er zu einigen architektonischen Befunden schreibt: »such a situation would be unacceptable nowadays« (S. 160), oder: »leading to situations of cohabitation and lack of privacy that we would nowadays find unacceptable« (S. 156). Hier gibt es also »Romans« einerseits, »us«, »we« und »nowadays« andererseits, während bei Nissinen »upper class Romans« eine ›moderne‹ Form des Schlafs zugewiesen wird, wie sie bei bis vor kurzem im Fokus der Ethnologen stehenden Gesellschaften (also der Moderne) nicht nachzuweisen sei. Es fehlt also eine feste Grundlage zu den Begriffen ›Privatheit‹, ›Öffentlichkeit‹ und ›Intimität‹ sowie auch zu ›*domus*‹ und ›domestic space‹ im Rahmen der Wissenschaften und Gesellschaften der Moderne, mithilfe derer die Unterschiede römischer Formen

von Privatheit (oder »publicness and privateness«) und Intimität erst in den Blick kommen könnten.

Was in dem Band jedoch geboten wird, sind Beiträge zum Thema ›Konstruktion und Organisation des Alltagslebens in Häusern Pompejis (und darüber hinaus)‹. Weit entfernt von der Feststellung von Haus-, Raum- und Dekortypen, auch von Aspekten der sozialen Funktion und Repräsentation liegen hier Analysen praxeologischer Aspekte der Bewegungen in Räumen, der Zugänglichkeit bzw. Abgeschlossenheit, der Sichtbarkeit bzw. Nichtsichtbarkeit vor. Im Band werden also Linien weiter verfolgt, die vor allem seit den 1990er Jahren in den Vordergrund der Forschung gerückt sind. Die Problematisierung des Verhältnisses von privatem und öffentlichem Raum, die Analyse des Lebens im städtischen Raum in Hinblick auf das Private und die Wohnhäuser oder allgemeiner auf Raumfragen kann gesellschaftlich wohl der von Anthony Giddens auch im genannten Band unter dem Begriff life politics erfassten Konzeption parallelisiert werden, in dessen Zentrum der Selbstentwurf des auch die Intimität umfassenden Lebensstils steht.

Beat Schweizer
Eberhard Karls Universität Tübingen, SFB 1070 RessourcenKulturen,
Gartenstraße 29, 72074 Tübingen, Deutschland
b.schweizer@uni-tuebingen.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 54, 1/2 (2013), S. 187–192
© Waxmann

Wiebke Rohrer, Wikinger oder Slawen? Die ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe in der deutschen und polnischen Archäologie. Studien zur Ostmitteleuropaforschung 26. Marburg: Verlag Herder-Institut 2012. 257 Seiten. 6 Schwarzweiß-Abbildungen. 1 Karte. Broschur. ISBN: 978-3-87969-376-4.

Im zehnten nachchristlichen Jahrhundert entstand an Warthe und Netze um Posen und Gnesen das Fürstentum der Piasten. Versehen mit den Mitteln eines von ihnen kontrollierten Fernhandels und gestützt auf zahlreiche von ihnen errichtete oder umgebaute Burgen sowie ein schlagkräftiges Heer, konnten Mieszko I. und Bolesław Chrobry im letzten Viertel des Jahrhunderts ihre Herrschaft von Großpolen auch auf Pommern, Kleinpolen und Schlesien ausdehnen und durch die Annahme des Christentums zu beachteten Akteuren im europäischen Geschehen werden. Der Besuch Kaiser Ottos III. bei Bolesław Chrobry im Frühling des Jahres 1000 zeigt diese Bedeutung der Piasten, und im Zusammenhang mit diesem Herrschertreffen erscheint auch der Name der Polanen erstmals in der schriftlichen Überlieferung, jener Gruppe, welche die piastischen Fürsten repräsentierten und aus der das mittelalterliche Polen hervorgehen würde.

Das Dagome-iudex-Regest, die abschriftliche Überlieferung einer Urkunde Mieszkos I. mit dem Inhalt der Übertragung des piastischen Fürstentums an den römischen Papst aus der Zeit kurz vor 992, führte wegen des darin für Mieszko I. gebrauchten Namens »Dago« zu der Idee, Mieszko I. und damit die piastischen Fürsten seien nicht slawischer, sondern nordgermanisch-wikingischer Herkunft gewesen. Die auch daraus abgeleitete normannistische Theorie von den »germanischen« Wurzeln polnischer Staatlichkeit fand im 19. und 20. Jahrhundert viele Anhänger, insbesondere auch in der deutschen Wissenschaft, während sie unter polnischen Forschern überwiegend kontrovers diskutiert und weitgehend abgelehnt wurde.

Im 10. und 11. Jahrhundert angelegte Gräber mit Waffenbeigaben sicherer oder vermeintlicher skandinavischer Herkunft spielten in der archäologischen Diskussion zur frühen Piastenzeit eine entsprechend große Rolle. Mit der ethnischen Interpretation dieser Bestattungen in der deutschen und polnischen Archäologie beschäftigt sich die im Sommersemester 2010 in Freiburg im Breisgau eingereichte, von Sebastian Brather betreute und während einer Tätigkeit am Marburger Herder-Institut für Ostmitteleuropaforschung entstandene Dissertationsschrift von Wiebke Rohrer. Ihr Ziel ist nicht die erneute Interpretation dieser Gräber von insgesamt 83 Fundorten; vielmehr sollen die Argumentationswege der einzelnen Forscher nachvollzogen werden, »um daraus methodische Schlussfolgerungen für künftige archäologische Untersuchungen zu ziehen« (S. 2). In Form einer Diskursanalyse wurde dazu ein Textkorpus aus publizierten Beiträgen polnischer und deutscher Archäologen analysiert, ohne jedoch eine institutionelle oder biografische Kontextualisierung anzustreben, weil dazu noch nicht genügend

Vorarbeiten geleistet worden seien (S. 3). Vor allem anhand der drei Fallbeispiele der Gräberfelder von Łubowo (Libau) zwischen Posen und Gnesen, Lutomiersk nahe Łodz sowie dem noch weiter im Südosten gelegenen Końskie soll »auf die Art und Weise eingegangen [werden], in der fachfremde Quellen, Fragestellungen und Ergebnisse auf archäologisches Arbeiten einwirk[t]en« (S. 5). Wiebke Rohrer nimmt auf diese Weise ihr Ergebnis früh vorweg, dass nämlich einzelne beigegebene Gegenstände nicht geeignet seien, die Herkunft von Bestatteten zu erklären, vor allem nicht, wenn die archäologische Dokumentation nicht ausreichend ist (S. 86 f.). Das archäologische Quellenmaterial wird mit ethnischen Fragestellungen also »überfordert« (S. 26), und zunehmend geht Rohrers Interesse schließlich dahin, ob die »ethnische Fragestellung überhaupt quellenadäquat, oder nur der Geschichtswissenschaft entliehen« sei (S. 87).

Der Überprüfung dieser Vermutungen anhand des Textkorpus werden eine Einleitung (S. 1–16), Überlegungen zur ethnischen und sozialen Interpretation von Grabfunden (S. 17–30) und ein Abschnitt zum frühen Piastenreich und seiner Erforschung (S. 31–57) vorangestellt. Die drei Fallbeispiele zeigen als Zwischenergebnis, wie die »ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe« aussehen konnte (S. 58–88). Unter der Überschrift »Quellen der Interpretationen« (S. 89–122) zeigt Wiebke Rohrer dann, wie aus einzelnen beigegebenen Waffen skandinavischer Herkunft, Pferdegeschirr und Eimerbeigabe sowie Grabbau und Bestattungsritual entweder die ethnische Deutung der Bestatteten als wikingisch-nordgermanische Zuwanderer (Herbert Jankuhn, Kurt Langenheim, Michał Kara) oder aber als autochthone Slawen mit importierten Waffen (Józef Kostrzewski, Witold Hensel) oder lediglich die Ermittlung der sozialen Stellung der Bestatteten innerhalb des Gräberfeldes oder einer angenommenen Population vorgenommen wurde (Jan Żak). »Konzepte der Interpretation« (S. 123–135) zeigen die weitergehende Deutung als Gräber von Angehörigen einer die Elite innerhalb der slawischen Bevölkerung bildenden Gruppe von skandinavischen Zuwanderern bis hin zu normannistischen Interpretationen. Für die volksbodengeschichtlich ausgerichteten deutschen Archäologen der Zwischenkriegszeit und in der Zeit des Zweiten Weltkrieges waren nordgermanische Zuwanderer im piastischen Polen ein Zwischenglied auf dem Weg von den Germanen der Römischen Kaiserzeit in Ostmitteleuropa hin zur »Wiederbesiedlung« Schlesiens, Polens und Pommerns durch deutsche und niederländische Siedler im hohen und späten Mittelalter und schließlich von »Deutschen« aus Südtirol und Bessarabien in den Jahren nach 1939. Die schon von Józef Kostrzewski, Konrad Jażdżewski und in der Gegenwart von Michał Kara vertretene Idee, die Bestatteten seien zugewanderte Angehörige der piastischen Gefolgschaft (drużyna), ist nach Meinung von Wiebke Rohrer zwar nicht – wie die Vorstellung einer nordgermanischen Elite – zeitgeschichtlich bedingt, aber dennoch geprägt durch fachfremde Einflüsse und nichtarchäologische Quellen. »Gefolgschaft ist also archäologisch kaum nachweisbar« (S. 135).

Das folgende Kapitel »Grundlagen und Prämissen der Interpretation« (S. 136–145) hebt ein weiteres Mal die mangelhafte Basis hervor, auf denen die ethnische Interpretation der frühpiastenzeitlichen Bestattungen mit Waffenbeigabe beruht. Es handelt sich um zahlreiche zeitbedingt schlecht ausgegrabene, häufig unvollständig geborgene und mäßig dokumentierte Gräber und Gräberfelder. Dies ist oft kritisiert worden, »allerdings ohne die ethnische Deutung der Kriegergräber endgültig und entschieden in

Frage zu stellen« (S. 138). So blieb auch völlig unhinterfragt, ob Waffen als Beigaben eine kriegerische Funktion des Toten anzeigen müssen, und schließlich wurde nur wenig diskutiert, ob Importe oder Skandinavier ins Land gekommen seien. In Deutschland habe die gesamte Interpretation auf Kossinna beruht, der aber die Belege für seine unbegründete Prämisse zeitlebens schuldig blieb. In den Texten deutscher Archäologen finden sich bezüglich der normannischen Zuwanderer zahlreiche suggestive Formulierungen wie »bekanntlich«, »zweifellos« oder etwa die von Herbert Jankuhn als »absolut sicher« bezeichnete germanische Herkunft Dagos (Mieszkos I.). Wiebke Rohrer erstaunt das große Vertrauen deutscher Archäologen in die Nachbardisziplinen; sie hält persönliche Hintergründe der Forschenden für deren Prämissen maßgeblich (S. 144 f.).

Im abschließenden Abschnitt »Ergebnisse und Forschungsbedarf« (S. 146–178) versucht Rohrer, Konsequenzen aus der bisherigen Deutung frühgeschichtlicher Gräber in Polen zu ziehen. Die ethnische Interpretation dieser archäologischen Funde stehe auf tönernen Füßen, weil keine eindeutigen Merkmale für die Zugehörigkeit zu einer skandinavischen Kriegergruppe definiert werden konnten und nur stillschweigend voraus gesetzt wurde, dass »ethnische Identität überhaupt zum Selbstbild der frühpiastischen Bevölkerung« gehörte (S. 148). Beim derzeitigen Stand sei das archäologische Material »zu unsicher für die Herausarbeitung ethnischer Identitäts-Marker« (S. 149). Dieser Schluss ist angesichts der Diskussion um die Bedeutung von »Fremden in Ostmitteleuropa« ernüchternd. Die bei der Bearbeitung dieses Themas von Christian Lübke (Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften [9.–11. Jahrhundert]. Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 23 [Köln 2001]) vorgenommene Verschränkung von Geschichtswissenschaft und Archäologie hält Wiebke Rohrer für nicht so einfach möglich, und auch George Indruszewskis Arbeit über Schiffbau im Odermündungsgebiet (Early Medieval Ships as Ethnic Symbols and the Construction of a Historical Paradigm in Northern and Central Europe. In: M. Hardt/Ch. Lübke/D. Schorkowitz [Hrsg.], Inventing the Pasts in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 9 [Frankfurt/M. 2003], 69–95) mache deutlich, dass unterschiedliche Techniken im Schiffbau nicht wirklich verschiedene ethnische Identitäten von Schiffsnutzern anzeigen könnten.

Die Relevanz ethnischer Deutungen sei deshalb nur noch unter Vorbehalt als wissenschaftliche Fragestellung beizubehalten. Unilineare Denkmodelle und interpretatorische Prämissen sowie Generalisierungen »auf der Basis unseres Weltverständnisses« (nach Manfred Eggert) nahmen nach Rohrer das Ergebnis vorweg (S. 157). Die Interpretation der Beigaben sei, wie schon von Heiko Steuer moniert, je nach aktuellem Geschichtsmodell vorgenommen worden. Die persönlichen Hintergründe jedoch, die zu den Fehleinschätzungen im Bereich der ethnischen Deutungen geführt hätten, seien nur durch prosopografische Forschungen zur deutschen und polnischen Archäologie zu klären, die aber nicht vorliegen (S. 159). Trotz dieser Einschränkung ist sich Wiebke Rohrer jedoch sicher, dass die zeitgeschichtliche Einwirkung auf Archäologen nicht so groß gewesen sei, wie ursprünglich angenommen.

Für viel größer und maßgeblicher hält sie den Einfluss anderer Wissenschaften, deren Quellen nicht interdisziplinär ausgewertet, sondern lediglich durch Akzeptanz von Publikationsergebnissen aufgenommen worden seien, welche die eigenen

archäologischen Forschungen unterstützen konnten. Gegenüber »anderen Disziplinen« habe eine »erschreckende Vertrauensseligkeit« vorgeherrscht. Linguistische Forschungen wurden demnach sogar noch weniger hinterfragt als geschichtswissenschaftliche Arbeiten (S. 163 f.). Möglicherweise habe dieses uneingeschränkte Vertrauen an der relativ jungen Fachgeschichte der Archäologie gelegen, die deshalb ein Bedürfnis nach synthetisierenden *grand narratives* gehabt und deshalb Versuche unternommen habe, mit ihren Quellen den Anschluss an die politische Geschichte des Piastenreiches herzustellen (S. 165 f.).

Unter Berücksichtigung dieser bisherigen Vorgehensweisen unterbreitet Wiebke Rohrer im Folgenden Vorschläge zur weiteren inter- oder transdisziplinären Zusammenarbeit: Vor allem seien viel bessere Kenntnisse der völlig unterschiedlichen Quellengattungen notwendig. Die Vermengung der Quellen bringe auch nach Brather (Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. Ergbd. RGA 42 [Berlin 2004]) unlösbare methodische Probleme mit sich, weil diese »unterschiedliche Facetten einer historischen Realität« widerspiegeln würden. Ergänzung, nicht Bestätigung eigener Ergebnisse solle gesucht werden, die Fundanalyse auf induktivem Weg sei notwendig und die Interpretation sei schließlich abhängig »von der Kommunikationskompetenz der diversen Fachvertreter« (S. 169). Archäologie brauche nach Brather eigene Fragestellungen. Neue Forschungen auf der Basis des Materials seien nötig, ohne diesem historische Konzepte überzustülpen. Die Archäologie solle sich auf ihr eigenes Material besinnen, ohne in Positivismus zu verfallen (S. 170).

Als Notwendigkeit zukünftiger Forschung sieht Rohrer die Neubearbeitung der Bestattungen mit Waffen ohne ethnische Fragestellung an. Auch die Eimerbeigabe und das Aufkommen von Särgen sei neu zu untersuchen (S. 171). Vergleichende Forschungen bieten sich in Bezug auf die Gräberfelder von Birka und Gnezdovo an, dabei müsse aber berücksichtigt werden, dass die polnischen Bestattungen kaum je bestimmten Siedlungen zugeordnet werden können. Auch auf Mähren und Böhmen solle vergleichende Aufmerksamkeit gerichtet werden (S. 172–175).

Weiterhin empfiehlt Wiebke Rohrer die Aufnahme von geschlechtsspezifischen Untersuchungen auch bei den mit Waffen versehenen Bestattungen, denn in mindestens zwei Gräbern mit kleinen Beilen waren Frauen beigesetzt. Überhaupt sei die Anthropologie am besten in der Lage, etwas über Zuwanderung auszusagen, aber nicht durch die Aufnahme von Schädelmaßen und Körpergrößen, sondern durch Strontium-Isotopen-Analysen (S. 177). Vergleiche innerhalb der Population (Gräberfeld) könnten zeigen, wer von Außerhalb komme. Darauf solle bei Neufunden geachtet werden, ebenso auf Lebensaltersbestimmungen. Abschließend (S. 178) gibt Rohrer zu bedenken, dass die Bestatteten mit Waffenbeigabe wohl eher nicht christianisiert gewesen seien und fragt, ob dies zu den frühen Piasten passe.

In einem Ausblick (S. 179–183) versucht Wiebke Rohrer ein weiteres Mal, den Wert ihrer Arbeit für zukünftige Forschungen zu begründen. »Erkenntnisse, die aus wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen resultieren, sollen helfen, die archäologische Wissenschaft der Gegenwart zu verfeinern. In diesem Zusammenhang ist auch die vorliegende Arbeit zu sehen« (S. 179). Die Verknüpfung von Innen- und Außenperspektive sei dazu besonders wichtig. Diskursanalysen könnten das ans Tageslicht holen, was

vor lauter Selbstverständlichkeit nicht mehr wahrgenommen werde, dienten der Aufdeckung und Überwindung von Mythen der Gegenwart. Durch die Darlegung von Mängeln sollten neue methodische und theoretische Zugänge zum archäologischen Quellenmaterial entwickelt werden. Die Erschaffung identitätsstiftender Vergangenheit sei, wie in der Geschichtswissenschaft, auch in der Archäologie lange Zeit Ziel gewesen, und dies werde sich noch verstärken. Die Archäologiegeschichte müsse in den größeren Zusammenhang sonstiger Wissenschaftsgeschichten gestellt, und neuer »Spielraum zur Deutung archäologischen Materials« müsse geschaffen werden (S. 182 f.).

Nicht nur diesem Zweck jedoch dient Wiebke Rohrers Buch mit der Frage nach Wikingern oder Slawen. Es bietet zunächst einmal einen guten Überblick über die Versuche deutscher und polnischer Archäologen, anhand der Beigaben von Bestatteten der frühen Piastenzeit einen Einfluss skandinavischer Zuwanderer auf das erste polnische Fürstentum festzustellen oder eine solche Einwirkung unter Bezug auf das gleiche Material zu bezweifeln. Die jeweiligen Intentionen dieser Forscher und Forscherinnen waren hochgradig von zeitgenössischen Ideologien und aktueller Politik geprägt, ohne dass Rohrer direkte politische Vorgaben dazu entdecken konnte. Deutsche Archäologen und Historiker wiesen in der Zwischenkriegs- und Kriegszeit, geprägt vom Gedanken an den legitimierenden Charakter eines von ihnen konstruierten deutschen Volksbodens, eine tief sitzende Überheblichkeit und Arroganz gegenüber der Geschichte des slawischen Ostmitteleuropa auf. Polnische Forscher suchten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus nachvollziehbaren Gründen zunächst jeden skandinavischen Einfluss auf die Geschichte des frühen Polen auszuschließen und die »Wiedergewinnung der polnischen Westgebiete« zu legitimieren. Nach dem Jahr 1990 erhielt die Überlegung, Skandinavier könnten zur Gefolgschaft Mieszkos I. und Bolesław Chrobrys gehört haben, wieder größere Akzeptanz. Wiebke Rohrer macht in ihrer Arbeit überdeutlich, dass solche Interpretationen jedweder Quellengrundlage entbehren, weil das archäologische Material solche Aussagen nicht zulässt. Schwerter, Äxte und Reitzubehör aus vielleicht auswärtiger Produktion sagen nichts aus über Herkunft und Identität derjenigen, denen sie ins Grab gelegt worden sind.

Während der Autorin in dieser Hinsicht nahezu uneingeschränkt zugestimmt werden kann, bleiben andere Folgerungen aus ihrer Forschungsübersicht fragwürdig. Zunächst ist zu bedauern, dass wegen fehlender prosopografischer und institutionengeschichtlicher Untersuchungen die deutliche Charakterisierung einiger Forscherpersönlichkeiten unterbleibt, obwohl deren Verbundenheit mit der rassistischen nationalsozialistischen Ideologie unübersehbar ist. Die Feststellung, dass zahlreiche Fehlinterpretationen im Bereich der ethnischen Deutung durch fachfremden Einfluss, insbesondere durch Fragestellungen der Geschichtswissenschaften, hervorgerufen worden seien, sollte dennoch nicht zu jenem Pessimismus Anlass geben, den Rohrer hinsichtlich zukünftiger interdisziplinärer Forschung ausdrückt. Die von ihr zu Recht angemahnte, unbedingt notwendige Kenntnis der unterschiedlichen Quellengrundlagen und -charaktere und eine konsequente Forschung in multidisziplinär besetzten Arbeitsgruppen werden dabei zukunftsweisend sein. Fehlinterpretationen und Fehler werden aber auch dann nicht zu vermeiden sein, ebenso wenig wie diejenigen der Verfasserin, wenn sie die Kastellaneiverfassung mit der Dienstsiedlungsorganisation gleichsetzt

(S. 32), von »Weletern« statt von Wilzen oder Lutizen (S. 39) oder von einem »Böhmischen Reich« (S. 44) an Stelle des Fürstentums der Přemysliden schreibt.

Wiebke Rohrers insgesamt beeindruckende, aufgrund der gewählten Methodik der Diskursanalyse allerdings von zahlreichen Wiederholungen durchzogene Arbeit wird abgeschlossen durch eine Fundortliste (S. 187–222) mit vorangestellter Fundortkarte (S. 184 f.) sowie von einem Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 223–251) und einem Orts- (S. 252–254) und Personenregister (S. 255–257).

Matthias Hardt
Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO), Specks Hof, Reichsstraße 4–6, 04109 Leipzig, Deutschland
hardt@uni-leipzig.de